

# Beilage zu Nr. 87 des Enzthälers.

Neuenbürg, Sonntag den 2. Juni 1895.

## Württemberg.

Stuttgart, 24. Mai. Die interessante Ausstellung von Kunststückerien, welche gegenwärtig in den Räumen des Württembergischen Kunstgewerbevereins im Königsbau in Stuttgart für jedermann zugänglich ist, erregt sich, wie nicht anders zu erwarten, eines regen Besuches, und die ausgestellten prächtigen Sachen finden allgemeine Bewunderung. Diese Stückerien, die man wirklich als „mit der Nadel gemalt“ bezeichnen kann, sind wahrhafte Kunstwerke, von denen man nie und nimmer annehmen würde, daß sie mit der — Maschine hergestellt sind. Die wunderhübschen à-jour-Arbeiten, die Applikationen und die Brocatelles, die Schürstückerien nach byzantinischen Mustern, die hochkünstlerischen Darstellungen in Renaissance-Stückerie mit Crevelseide, die Wandbilder in bunter Seidenstückerie — das alles ist eine wahre Augenweide und zeigt, in wie hohem Grade diese Maschinen-Kunststückerie geeignet ist, der Ausschmückung unseres Heims zu dienen. Die sehenswerte Ausstellung ist täglich (auch Sonntag) von 9—6 Uhr unentgeltlich für jederman geöffnet.

Esslingen, 28. Mai. Gestern beschloß der hies. Gewerbeverein sein Winterhalbjahr mit einem Vortrag von Bankier R. Gahler von hier über die Währungsfrage. Der zeitgemäße Gegenstand versammelte eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft aus den Kreisen des Gewerbe- und des eingeladenen Kaufmanns. Vereins. Nach einem Rückblick auf die Geschichte besonders der Edelmetalle als Tauschmittel und Wertmesser und einer Darstellung der in den verschiedenen Staaten gesetzlich festgelegten Währungen entwickelte der Redner die Gründe der Freunde der Doppelwährung und die Widerlegung derselben seitens der Freunde der Goldwährung. Der Redner erkannte den Uebelstand an, daß wir 40 Mill. Silbermünzen haben, die mehr denn als Silberwert besitzen, ebenso den Schaden, den unsere Landwirtschaft, wie auch der Handel, unter der ungesunden Silber- und Papierwährung anderer Länder leiden. Eine internationale gute Währung einzuführen ist aber so schwer wie die allgemeine Abrüstung. Sie ist ferner unmöglich ohne die Mitwirkung Englands, das sich eben erst wieder bestimmt für Festhaltung seiner Goldwährung ausgesprochen hat; sie würde ferner, für Deutschland nach dem vorgeschlagenen Wertverhältnis von 1:15 1/2 durchgeführt, uns ungeheuren Schaden bringen, da der Preis des Goldes auf dem Weltmarkt gegenwärtig sich zu dem Silber verhält wie 1:34. Den Hauptnutzen hätten die amerikanischen Silberbarone. Ein Steigen des Preises sämtlicher Bedürfnisse wäre die Folge der Entwertung des Geldes, und damit noch ein erbitterter Kampf der wirtschaftlich Schwachen gegen die Besitzenden. Selbst die Schuldner würden wahrscheinlich sich nicht sehr lange des Vorteils erfreuen, denn die Gläubiger könnten mit dem gleichen Recht eine Aenderung der Schuldbriefe verlangen. Die mit großem Beifall aufgenommenen und von dem Vorstand des Gewerbevereins warm verdankten Ausführungen des Redners wurden noch unterstützt durch die sich anschließende Besprechung. Der gegensätzliche Standpunkt fand keine Vertreter.

Stuttgart, 26. Mai. Ein heiteres Abstimmungsintermezzo, das vielfach nicht so beobachtet wurde, fand vor zwei Tagen im Landtag statt und zeigt, daß sonst gleich besaitete Seelen doch auch verschiedener Ansicht sein können. Bei dem Antrag Sandberger, die beiden neu geschaffenen Mathematikprofessuren mit 4000 Mk. zu dotieren und nicht, wie die Kommission meinte, mit 3600, stimmte Klotz mit „ja“ — Glaser mit „nein“; Haubmann-Baltingen mit „nein“. Diese Abstimmung erregte Heiterkeit und kam dem ritterschaftlichen Abgeordneten v. Schab so unbegreiflich vor, daß er lange ganz verwundert den Kopf schüttelte.

Friedrichshafen, 26. Mai. Dieser Tage wurde in Hagnau am Bodensee eine Forelle im Gewicht von 27 Pfund gefangen, und der Fischhändler Langenstein hier zugegeliefert, ein wahrhaft wunderschönes Exemplar. Auf Freundesanregung sandte S. Langenstein die Forelle an den deutschen Kaiser als ein Geschenk vom schwäbischen Meer. Der Kaiser hat, nach einer Mitteilung der Bahnverhandlungsstelle die Annahme verweigert. (Dies geschieht mit allen an den Kaiser gerichteten Geschenken, wenn nicht eine vorherige Anfrage beim Hofmarschallamt erfolgt ist.)

## Ausland.

Ein Franzose über Deutschland. Der soeben von einer Berliner Reise nach Paris zurückgelehrte frühere französische Handelsminister, Abgeordnete Siegfried, hat einem Mitarbeiter des „Eclair“ näheres über seine Wahrnehmungen und Eindrücke mitgeteilt. Er war nach Deutschland gegangen, sagte er, um die soziale Gesetzgebung und deren Ergebnisse sowie die Entwicklung des deutschen Handels und Gewerbes zu studieren. Was die erstere betrifft, so sind ihm besonders drei Gesetze aufgefallen: die pflichtmäßige Krankenversicherung, deren Wohltaten sich heute auf 10 Mill. Arbeiter erstrecken, während kaum 1200000 franz. Arbeiter im Krankheitsfalle durch die Vereine für gegenseitige Unterstützung gedeckt sind; die Unfallversicherung und die Invaliditäts- und Altersversicherung, an der jetzt schon 11 Mill. Arbeiter beteiligt sind. Den Aufschwung der deutschen Handelsbeziehungen und Industrie schreibt der Abgeordnete von Havre außer den niedrigen Arbeitslöhnen und den billigeren Kohlen dem Eifer zu, mit dem die deutsche Kaufmannschaft in allen Ländern der Welt Absatzgebiete gesucht hat; wozu noch der Umstand kommt, daß der Deutsche leicht auswandert und sich auf allen Punkten des Erdballs niederlasse. Exporthäuser u. Faktoreien gründe, die der einheimischen Industrie zu statten kommen. Siegfried meint: „Dieses Beispiel sollten wir in Frankreich befolgen.“

## Unterhaltender Teil.

### Eine Hochzeitsreise.

Erzählung von F. Knefeldt.  
(Fortsetzung.)

Erna war mit Weder nach Berlin gereist, um den Verfertiger des Todtenschädels aufzusuchen. Sie nahmen zuerst ihre Zuflucht zum Adressbuch und fanden im Verzeichnis der Eisenbeinschnitzer auch mehrere, auf welche die Buchstaben C. D. passten; sobald sie sich aber in Verbindung setzten, sahen sie sich getäuscht. Keiner von allen konnte sich erinnern, je ein solches Stück gefertigt zu haben, und jeder gab es mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück, daß es nicht aus seiner Werkstatt hervorgegangen sei, da nur ein von seinem Vorgesetzten anberaumter Arbeiter ein solches Kunstwerk von solcher Feinheit zu liefern im Stande gewesen sein könne.

Einige Tage waren so im fruchtlosen Suchen vergangen, da nahm Weder die Hilfe eines Mannes in Anspruch, der bei der Geheimpolizei thätig war, mit besonders schwierigen Fällen betraut ward und eine große Lokal- und Personenkenntnis besaß. Der alte Schwarz hatte den kleinen Todtenschädel kaum gesehen, so nickte er bedächtig und sagte:

„Ich glaube es wohl, daß es Ihnen schwer werden soll, den Mann, der das gemacht hat, in Berlin aufzufinden; er war eben zu geistlich und hüßt jetzt in Brandenburg auf dem Zuchthause die Kunst ab, falsche Rassencheine verfertigt zu haben, die nur ein sehr geübtes Auge von echten unterscheiden konnte.“

Wenige Stunden später waren Erna und Weder in Begleitung des alten Inspektors Schwarz bei dem Direktor des Zuchthauses in

Brandenburg, der ihnen, nachdem er erfahren um was es sich handelte, sofort eine Unterredung mit dem ehemaligen Eisenbeinschnitzer und Graveur Carl Weder gestattete.

Die Augen des Sträflings glänzten, als man ihm den kleinen Todtenschädel zeigte; er nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn von allen Seiten, strich wie lieblosend mit den Fingern darüber hin und murmelte: „Ja, ja, das habe ich gemacht; so leicht macht es mir keiner nach.“

„Für wen? Für wen?“ fragte Erna athemlos.

„Für einen feinen Herrn; ich glaube, er war aus Oesterreich.“

„Wie hieß er,“ fragte der Inspektor.

„Weiß nicht mehr“, erwiderte der Sträfling freimütig; „was kümmert es mich.“

„Besinnen Sie sich!“ flehte die junge Frau; „es kommt uns sehr, sehr viel darauf an, den Namen zu erfahren. Wir wollen es Ihnen vergelten.“

Der Sträfling ließ ein kurzes heiteres Lachen hören. „Was könnten Sie mir geben? Können Sie mir die Freiheit verschaffen? Können Sie mir auswirken, daß ich wieder arbeiten kann nach meinem Gefallen?“

„Du mußt den Namen gewußt haben; denn die Anfangsbuchstaben stehen darauf“, mahnte der Inspektor; aber der Sträfling hörte ihn gar nicht, seine Augen waren starr auf den Todtenschädel gerichtet.

„Wer ein Mal, ein einziges Mal nur wieder so etwas machen könnte!“ stieß er halb laut hervor. Er schien ganz vergessen zu haben, wo er sich befand, und daß er nicht allein war.

„Du sollst es,“ rief der Direktor. „Ich verspreche Dir Elfenbein und Werkzeug für Deine Freistunden, wenn Du uns den Namen nennst.“

Der Sträfling fuhr empor, ein Zittern ging durch seine Glieder, seine stumpfen Blicke belebten sich. „Sie versprechen es mir, Herr Direktor?“

„Ich gebe Dir mein Wort. Aber besinne Dich.“

„Der Name! Der Name!“ stöhnte der Sträfling und legte die Hand an die Stirn. „Ich habe ihn gewußt; ich weiß ihn noch; er sitzt mir auf der Zunge; aber ich kann ihn nicht finden!“

Er wand sich, als ob ihm das vergebliche Sinnen einen körperlichen Schmerz bereite; große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. „Ich finde ihn nicht!“ jammerte er.

Die drei Herren und Frau von Knefeld sahen dem Kampfe, den der Arme mit seinem widerpenstigen Gedächtnis führte, in erwartungsvoller Spannung zu, und die Letztere litt Folterqualen. „So nahe dem Ziele und doch verloren!“ flüsterte sie. „Wenn man ihm nur helfen könnte.“

Da saßte Weder, der lange mit sich gekämpft hatte, einen Entschluß. „Hieß er Günther?“ fragte er den Sträfling, einen Schritt näher tretend.

Wie von einer Feder in die Höhe geschleudert, fuhr der Mann empor. „Günther! Günther! das ist der Name!“ schrie er, aufsteufend, wie von einer Last befreit. „Theodor Günther!“

„Weder, Sie wußten den Namen? Warum schwiegen Sie so lange?“ fragte Erna vorwurfsvoll.

„Ich hatte eine Vermutung,“ entgegnete der Rechtsanwalt; „aber ich wagte nicht ihr nachzugehen; ich mochte nicht auf eine zweite falsche Fährte geraten und nochmals einen Unschuldigen auf den bloßen Schein hin verdächtigen. Später erkläre ich Ihnen das, hören wir jetzt jenen Mann.“

„Er heißt Theodor Günther,“ wiederholte der Sträfling, „jetzt besinne ich mich ganz genau auf Alles, es war ein feiner Herr mit blonden Haaren und rotem Bart.“

„Er ist es!“ rief Erna dazwischen; Weder ließ sich aber nicht föhren; wie ein Uhrwerk, das aufgezogen, sein Stück herumspielt, fuhr er fort:



„Er kam mit einem anderen Herrn, dessen Namen ich aber nicht gekannt habe, ich glaube es galt eine Wette; sie bestellten den kleinen Todtenschädel mit der Inschrift; der andere Herr bezahlte im voraus und sagte, Herr Theodor Günther solle das Kunstwerk abholen. Der letztere schrieb mir auch noch die Worte auf, die ich darauf setzen sollte, und los sie, als das Ding fertig war, durch die Lupe. Es machte mir aber Spaß, daß er etwas, was noch darauf stand, doch nicht sond. Das C. B. und Berlin hat er nicht entbedt.“

Weiter wußte Weder nichts zu berichten, und es bedurfte dessen auch nicht mehr. Erna übergab dem Zuchthausdirektor eine Summe Geldes, die er für den Sträfling verwenden sollte, und versprach, noch dessen Freilassung für ihn zu sorgen; dann kehrte sie, um einen wichtigen Fingerzeig reicher, mit ihren Begleitern nach Berlin zurück.

Unterwegs erzählte Weder, daß er vor einigen Jahren mehrmals in Berliner Restaurants mit einem jungen Menschen, namens Theodor Günther, zusammengetroffen sei, der als der einzige Sohn wohlhabender Eltern eine gute Erziehung genossen, aber nach deren frühem Tode, und da er außerdem noch das Glück oder Unglück gehabt, einen reichen Onkel zu beerben, keinen bestimmten Beruf ergriffen, sondern als Kavaliere gelebt, und sich bald an diesem, bald an jenem Ort, hauptsächlich aber in Wien aufgehalten habe, obgleich er von Geburt ein Norddeutscher gewesen sei. Dieser Günther hätte die Redensart an sich gehabt: „Lieber schlecht, als arm“, was damals aus dem Munde des sehr reichen jungen Mannes drollig genug gellungen habe und viel belacht worden sei. Die Anfertigung des kleinen Todtenschädels scheine auch eine Folge der Scherze, die man darüber gemacht habe, gewesen zu sein.

Später habe er den jungen Lebemann aus den Augen verloren er wisse nicht, ob er wieder in Berlin gewesen sei, und was er sonst getrieben habe. Erst die Entdeckung der Schrift auf dem elfendernen Schädel habe ihm wieder die Person in's Gedächtnis zurückgerufen, welche jene Redensart im Munde geführt, die Beschreibung, die Erna und Treuensfeld vom verdächtigen Reisenden gemacht, hatte auch auf ihn gepaßt; dennoch habe er geögert, seinem Verdachte Ausdruck zu geben. Er habe sich gegen den Gedanken gesträubt, daß ein Mensch aus solcher Lebensstellung so tief sinken könne.

„Man glaubt es doch allgemein von Benno Treuensfeld,“ versetzte Erna vorwurfsvoll.

„Aber man hält ihn nicht für einen Raubmörder,“ entgegnete Weder; „das zu glauben ward mir zu schwer.“

„Von einem Menschen, dessen Devise ist: Lieber schlecht, als arm, glaube ich alles,“ erklärte der Inspektor; „indes haben Sie doch recht gehandelt; ich ziehe auch die positive Gewißheit vor.“

„Wo finden wir den Verbrecher?“ fragte Erna.

„Wir könnten die Entdeckung dem Kriminalgericht in G. . . mitteilen und dessen Hilfe in Anspruch nehmen; ich halte es aber für besser, wir suchen insgeheim,“ meinte der Inspektor.

„Hoffen Sie ihn zu finden.“

„Wenn Sie mir die freie Hand lassen, gnädige Frau, so verbürge ich mich dafür.“

„Ich vertraue Ihnen. Nur eines bedinge ich mir aus: wohin Sie auch reisen mögen, ich begleite Sie.“

„Ich bin es zufrieden,“ war die Antwort, und Weder, wohl einsehend, daß jede Gegenvorstellung vergeblich sein würde, fügte sich in die getroffenen Anordnungen.

Dank der reichen Geldmittel, die Erna zur Verfügung stellen konnte, sowie der Verbindungen und Fäden, welche der Inspektor in Händen hielt, war die Spur des Verpächters bald aufgefunden. Frau v. Nefsfeld und Schwarz reisten zunächst nach Wien, wo er, wie sie erfuhren, immer noch in flotter Weise gelebt hatte; doch hielt man seine Vermögensumstände schon längst für zerüttet.

Es ließ sich feststellen, daß er an jenem verhängnisvollen Nachmittage mit dem Kourierzuge von Wien abgereist war; nach wenigen Tagen war er daselbst vom neuen aufgetaucht und hatte in einem Bankhause gegen Gulden-scheine französisches Gold eingewechselt, mithin hatte er sich nach Paris gegeben.

Die Verfolger wandten sich dahin; Schwarz setzte sich mit der Pariser Polizei in Verbindung; man fand die Spur des Gesuchten; er selbst war vor wenigen Tagen abgereist. In dem Hotel, wo er gewohnt, hatte er angegeben, daß er nach Brüssel gehe und dort deuteten alle Anzeichen darauf hin, er müsse Ostende aufgesucht haben.

Die Fremdenliste dieses Kurortes wies seinen Namen und seine Wohnung auf; schon einen ganzen Tag folgten ihm Erna und Schwarz, welche die Polizei benachrichtigt hatten, und die einer Entfernung ein paar Polizisten in bürgerlicher Kleidung begleiteten, wie sein Schatten, um die schickliche Gelegenheit zu erpähnen, den Verbrecher dingfest machen zu lassen.

Sie hatte sich ihnen in einer Konditorei in einer Weise geboten, wie die Verfolger nicht zu hoffen gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Diejenigen, welche den Familiennamen Bauer führen oder zu Familien dieses Namens in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, möge es interessieren, daß z. Bt. durch omtliche Umfrage Nachforschungen nach einem gewissen Ingenieur Joseph Bauer angestellt werden. Derselbe hat sich am 5. Oktober 1893 in San Manoel in Brasilien durch Ertrinken das Leben genommen; er war naturalisierter Brasilianer und hat ein Vermögen von ungefähr 17330 Milreis (etwa 39500 M.) hinterlassen, das von dem Gericht in San Manoel in Verwahrung genommen worden ist. Dieses Gericht ruft die Erben auf und hat dem Kaiserl. Konsulate Sao Paulo mitgeteilt, daß sich in den Papieren des Verstorbenen keinerlei Angaben über seine Herkunft vorfinden; ebenso konnten auch seine Bekannten dem Konsulat keine Auskunft geben und nur so viel sei wahrscheinlich, daß Bauer von Geburt Württemberger sei.

Karlsruhe, 26. Mai. Intellektuelle Fälschung. Eine Schlosserfrau war im vorigen Jahre wegen Unterschlagung zu einer ständigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Zur Verbüßung dieser Strafe hatte sie ihre Mutter ins neue Amtsgefängnis geschickt, die auch die Strafe in der Zeit vom 14. bis 20. Juli v. J. verbüßt hat. Jetzt hat sich dieser Personenwechsel herausgestellt und haben sich nun beide Frauen wegen intellektueller Fälschung zu verantworten.

(Nicht das erste Mal.) Ein Photograph in Mannheim besaß ein Augsburger 7 fl. Los. Er unterließ es Jahre lang, die Ziehungslisten nachzusehen. Eines Tages spielte ihm der Zufall einen Lotteriekalender in die Hände, aus dem er erjah, daß sein Augsburger Los schon im Jahre 1882 und zwar mit einem Haupttreffer gezogen war. Er hat seinen Gewinn 10200 M. kürzlich erhoben.

Das Geschäftshaus Rudolf Herzog in Berlin geht an eine Aktien-Gesellschaft über. Von Herzog können Tausende Geschäftsleute lernen, die trotz aller fleißigen Arbeit nicht vorwärts kommen. Herzog inserierte. Bescheiden fing er an, denn er hatte nicht mehr zum Geschäftsbeginn als 5000 Mark. Aber Herzog verwannte in den ersten Jahren die Hälfte seines Geschäftsgewinns zum Inserieren. Das trug erst 10. und dann 20fältige Frucht. In den letzten Jahren gab Rudolf Herzog für Inserate jährlich 250,000 Mark aus. Als er im vorigen Jahre starb, hinterließ er 10 Millionen Mark.

Ein Vermächtnis von 300 000 Mark zu wohlthätigen Zwecken hat der Berliner Ratsmaurermeister Borstel gestiftet und zwar 100 000

Mark für das Kaiser Friedrich-Krankenhaus, 100 000 Mark für das Elisabeth-Hospital und 100 000 Mark für den Verein für häusliche Gesundheitspflege und zwar für dessen Frauenkolonien.

(Ersatz von Holz.) Den Herren Franz Bözl und Josef Horad in Krems a. d. Donau ist es gelungen Pappdeckel derartig zu imprägnieren, daß er als Ersatz von Holz zu Schreibtiseln, Tafelungen, Sitzblättern und dergleichen verwendet werden kann. Nach einer Mitteilung des Intern. Patentbureau von Heimann u. Co. in Oppeln besteht das Verfahren zur Herstellung dieses Ersatzes darin, daß der Pappdeckel zwei bis drei Tage lang in ein Bad aus Wasserglas und Cementlauge gelegt wird, so daß er sich vollständig mit der Flüssigkeit sättigt. Hierauf wird er getrocknet, poliert und gepreßt. Obengenanntes Patentbureau erteilt den geschätzten Abonnenten dieses Blattes Auskünfte und Rat in Patentsachen gratis.)

(Spazier-Pasteten.) Algier und Tunis sind von einer großen Spaziernot heimgefuhr. Die Spazier haben sich so vermehrt, daß sie eine wahre Landplage geworden sind und allgemeine Verwüstungen anrichten. Voriges Jahr wurden 360,000 vertilgt, ohne daß eine erhebliche Verminderung verspürt worden wäre. Die Landleute stellen Jollen und fangen mossenhaft Spazier in Netzen, verlangen aber noch eriolgreicheren Mitteln, um die gefährigen Tiere auszurotten. In manchen Gegenden hat man nun ein probates Mittel zu ihrer Vertilgung gefunden. Man fängt sie ein, verarbeitet sie zu Pasteten und macht mit diesem Vederbissen ein ganz gutes Geschäft.

(Wollwäcker zu waschen.) Man nehme dazu lauwarmes, starkes Seifenwasser, wasche darin Stück für Stück, ohne etwas zuvor einzuweichen, und nehme zum zeiten Male eben solches Wasser, dem man für weißwollene Röcke etwas Blau zufügt. Nachdem man die Wäsche hierin gewaschen, hängt man sie, ohne sie auszudrücken, sofort auf. Große Bettdecken lege man auf einen Tisch, seife sie gut ein und drücke sie dann aus. Auf diese Weise wird wollene Wäsche so locker und weiß, daß die darauf verwendete Mühe reichlich belohnt ist.

(Auch ein Heiratgesuch.) Aus Pfliezhäusen — der Ort liegt im Oberamt Tübingen — bringt der „Schwarzwälder Bote“ folgendes Inserat: „Heirat, Wann's will, halt a mol, 's kann losgehen! Für den Gasthof zum Ochsen, Bäckerei und Konditorei, suche ich auf diesem ehrlichen, freigestantem, nicht mehr ungewöhlichen, aufrichtigen Wege ein tüchtiges, verständiges, liebenswürdiges Fräulein oder eine Witwe, 20—36 Jahre alt. Ich bin 39 Jahre alt, militärfrei, ledig, von unbescholtenem Lebenswandel, tüchtig in jeder Beziehung im Geschäft. Um meine Freunde zu schlagen, wie Japan China, um Verleumdung, Hinterlist, Berächtlichmachung und sonstige Schwärereien zu verhüten, um die näheren Verhältnisse auszutauschen, bitte ich, sich direkt an mich zu wenden, und empfehle mich ergebenst. Reinhold Schlegel, Konditor.“ Wer hat Lust?

[Mißverständnis.] Bevor ich Ihnen eine entscheidende Antwort gebe, eine Frage: Können Sie denn aber auch schon eine Familie ernähren? — Freier (erschrocken): Um Himmelswillen! Hat denn Ihre Tochter schon Familie?! — [Angemessen.] Fader Sed (im Hutladen): Ich möchte gern einen Hut kaufen. — Verkäufer: Was darf es denn für einen sein? — Sed: Na, ich möchte etwas, was sich so recht für meinen Kopf eignet. — Verkäufer: Darf ich Ihnen vielleicht einen Strohhut vorlegen? — [Grob.] Arzt: „Der Kranke muß Ruhe haben; ich werde daher ein Schlafpulver verschreiben.“ — Frau: „Wann soll er es denn das haben?“ — Arzt: „Er gar nicht! — Sie! — [Vorschlag zur Güte.] Ballmutter: „Entsetzlich, wie viel junge Mädchen und wie wenig Tänzer da sind!“ — Vadsch: „Es wäre doch richtiger, man ließe die vielen Herren vom Orchester mittanzen und dafür eine Damenkapelle spielen!“

